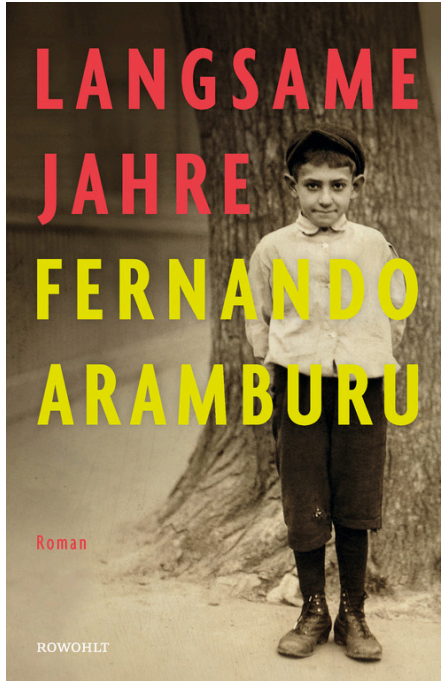


**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-498-00104-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Fernando Aramburu

**Langsame Jahre**

*Roman*

Aus dem Spanischen von Willi Zurbrüggen

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel  
«Años lentos» bei Tusquets Editores in Barcelona.

1. Auflage September 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg  
«Años lentos» Copyright © 2012 by Fernando Aramburu  
Satz Maiola bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 498 00104 9

# **Inhalt**

Erstes Abendmahl

Die Episode mit den Nüssen

## Erstes Abendmahl

**Ich, Herr Aramburu**, habe aus den Ihnen bekannten Gründen als Kind neun Jahre bei Verwandten in San Sebastián verbracht. Und das kam so: Meine arme Mutter war von dem Kerl, der ihr Ehemann war und den in diesem Bericht mit Namen zu nennen ich mich strikt weigere, verlassen worden und konnte mich und meine Brüder nicht allein durchbringen. Sie suchte Hilfe im Dorf, fand dort keine, und infolgedessen blieb ihr nichts anderes übrig, als uns ins Armenhaus von Pamplona zu schicken.

Nur für ein paar Monate, sagte sie unter Tränen, doch wir ahnten, dass sie log, um uns die Gefangenschaft erträglicher zu machen. Wegen der Liebe, die wir für sie empfanden, taten wir so, als glaubten wir, dass wir bald wieder zu Hause sein würden. Da dies aber nicht die Geschichte ist, die Sie für Ihren Roman brauchen, kürze ich sie ab und sage bloß, dass meine Mutter eine Schwester hatte, die als junges Mädchen nach San Sebastián gegangen war, um da in einer Baskenmützenfabrik zu arbeiten. Sie hat auch als Hausmädchen bei einer französischen Familie gearbeitet, und ich weiß nicht, was noch alles.

In San Sebastián hat sie meinen Onkel Vicente Barriola kennengelernt, der von dort stammte und unter dem Spitznamen Visentico bekannt war. Sie heirateten und hatten zwei Kinder, einen Jungen und ein Mädchen. Diese leibliche Tante, María del Puy Aranzábal, für uns Tante Maripuy, bot meiner Mutter an, eines ihrer Kinder bei sich aufzunehmen, keinesfalls alle drei, nur eines, wie gesagt, denn für alle hatte sie keinen Platz im Haus.

Ich war der Jüngste, noch ein Kind, galt als artig und kam aus diesen Gründen als Erster in Frage. Meine Brüder entwickelten daraufhin eine Art Seelenverwandtschaft miteinander, die immer noch anhält und von der ich leider aus-

geschlossen bin, obwohl ich mich mit beiden gut verstehe, besser allerdings, wenn ich sie einzeln treffe, als wenn wir alle drei zusammen sind.

Mit dieser Erklärung beende ich die Vorrede zur Familie, die Sie für Ihren Roman ja nicht brauchen. Unnötig war sie aber nicht, denn sie gibt dem, was folgt, einen Sinn; und außerdem finde ich es, eingedenk dessen, was Sie mir gesagt haben, auch besser, wenn die Geschichte meiner Erinnerungen einen Anfang hat, als wenn sie keinen hätte. Sie haben mich ermuntert, mich so auszudrücken, wie mir der Schnabel gewachsen ist; präzise zwar, aber um Struktur und Stil muss ich mich nicht kümmern, denn das ist ja Ihre Sache als der Schriftsteller, der Sie sind.

Also, an einem Nachmittag Anfang 1968 kam ich in einem Autobus, der «die Roncalesa» genannt wurde, in San Sebastián an. Ich war gerade acht Jahre alt geworden. Ein Nachbar aus dem Dorf brachte meine Mutter und mich in seinem Auto nach Pamplona. In Pamplona schien die Sonne, und das einzige Wasser, das ich sah, war das, was meiner Mutter aus den Augen lief. In San Sebastián war der Himmel bedeckt. Es fiel dieser feine Regen, von dem man nicht nass zu werden scheint, der aber genauso nass macht wie jeder andere Regen, und der bei uns *sirimiri* heißt. Da ich an einem einzigen Nachmittag so verschiedene aussehende Himmel erlebte, war mir, als wäre ich sehr weit fortgeschickt worden.

Mein Cousin Julen war von seiner Mutter dazu verdonnert worden, mich abzuholen. An seinem Gesicht konnte ich sehen, wie ihm dieser Auftrag gegen den Strich ging. Er kam viel zu spät zur Bushaltestelle und bereitete mir dann einen so feindseligen Empfang, dass ich dachte, meine Brüder müssten sich geirrt haben, als sie mich einen Glückspilz nannten.

Ich wusste nur, dass irgendein Verwandter kommen und mich abholen würde. Das war gut so, denn ohne Hilfe hätte

ich mich nie zurechtgefunden in der Stadt, in der ich nur ein Mal, im Alter von zwei, vielleicht drei Jahren anlässlich einer Familienfeier gewesen war und von der ich nicht mehr wusste als ein paar unwesentliche Dinge, die meine Mutter mir erzählt hatte.

Ich stieg aus dem Autobus, holte mein Gepäck, die Reisenden gingen ihrer Wege, und ich blieb allein auf dem Bürgersteig zurück. Ohne zu wissen, auf wen ich wartete, harrte ich über eine halbe Stunde unter einer Schaufenstermarke aus. In meinem Dorf gab es damals nichts dergleichen. Gut, wir hatten die Metzgerei von Ceferino Arrastia, mit einem niedrigen Fenster, durch das man die Würste sehen konnte, die drinnen hingen.

Ich war schon fast so weit, einen Polizisten um Hilfe zu bitten, als mit aufgespanntem Schirm mein Cousin Julen auftauchte. Er hielt eine Kippe zwischen die Zähne geklemmt und ließ mich gleich seine Verachtung spüren, indem er fünf oder sechs Meter vor mir eine Bar betrat.

Als er wieder herauskam, war das Erste, was er zu mir sagte:

«Was willst denn du Scheißer aus Navarro hier?»

Darauf folgte als Begrüßung ein angedeuteter Boxhieb von diesem Kraftmeier.

Wir gingen im Regen durch mir gänzlich unbekannte Straßen. Julen war Läufer und Bergwanderer und ließ mich das auch gleich spüren. Er sagte, wir würden zu Fuß gehen, woraus ich naiverweise schloss, dass sich ein öffentliches Verkehrsmittel nicht lohnte, weil es nur eine kurze Entfernung zurückzulegen galt. Den Irrtum spürte ich schon bald in meinen Beinen. Abends erfuhr ich, dass meine Tante ihm Geld für den Trolleybus gegeben hatte. Er sparte sich die Ausgabe, vermutlich weil er sie als Bezahlung dafür ansah, mich abzuholen.

Julen schritt mit seinem schwarzen Regenschirm und einer Hand in der Hosentasche entschlossen voraus; ich hin-

ter ihm her mit einem dieser Koffer von damals, das heißt, ohne Rollen, und der Pappschachtel, in die meine Mutter zwei lebende Hühner als Geschenk für die Verwandtschaft gepackt hatte.

Das war zu schweres Gepäck, um mit meinem Cousin Schritt halten zu können. Aus Angst, zurückzubleiben und mich zu verlaufen, versuchte ich, meinen Nachteil dadurch auszugleichen, dass ich streckenweise rannte, doch mit meinem Gepäck kam ich kaum in seine Nähe und fiel dann auch schon wieder zurück.

So erreichten wir, ich völlig durchnässt vom Schweiß und vom Regen, die herrliche Promenade, hinter der die Bucht beginnt. Es war Flut, und das Wasser stand so hoch, dass nur noch ein schmaler Streifen Sand zu sehen war. An manchen Stellen schlugen die Wellen schon gegen die Mauer. Da und dort spritzte das Wasser gar über die Brüstung.

Julen bemerkte mein staunendes Gesicht. Er wartete, bis ich herangekommen war, und sagte dann verschmitzt:

«Das ist das Meer, das die Navarros uns Basken im Krieg stehlen wollten. Jeder von ihnen kam mit zwei Eimern, und alle zusammen haben sie uns einen Haufen Wasser geklaut.»

Er fragte mich, ob ich wisse, wo meine Landsleute das gestohlene Wasser versteckt hatten. Ich glaubte, er meine es ernst, und versicherte ihm, dass es in meinem Dorf nicht sein konnte, da gäbe es nicht einmal einen Fluss, aber vielleicht hätten sie den Stausee von Alloz damit gefüllt.

Um den Scherz abzurunden, sagte er:

«Du hast hoffentlich daran gedacht, ein paar Liter davon mitzubringen, oder?»

«Nein.»

«Ihr Navarros seid wirklich üble Burschen.»

Auf dem weiteren Weg fand er sogar noch Zeit, mich weiter zu demütigen. Denn als wir durch das Viertel El Antiguo kamen, befahl er mir, unter einer hohen Laterne, die



man am Ende der Straße sehen konnte, auf ihn zu warten. Ich tat, wie mir geheißen, brachte mich aber vor dem anhaltenden *sirimiri* im Eingang einer Apotheke in Sicherheit. Er besuchte unterdessen zwei oder drei Bars, bevor er sich wieder zu mir gesellte.

Wir gingen knapp eine Stunde von der Bushaltestelle bis zum Stadtrand, wo schon die Felder begannen. Dort standen, zusammengedrängt zwischen Hügeln, ein paar weiße Häuser, die größten bis zu drei Stockwerke hoch. Sie gehörten noch zum Viertel von Ibaeta. Es waren Arbeiterwohnungen, die vor Jahren vom gewerkschaftlichen Bauverein «Heim und Architektur» errichtet worden waren. Unter dem Franco-Regime also, wie eine Zementplatte am Eingang des Viertels bestätigte, auf der das Symbol von Joch und Pfeilen prangte, was ich Ihnen, Herr Aramburu, ja wohl nicht erzählen muss, da Sie viele Jahre in der Nummer 4 dieses Fleckens, Vororts oder was immer gewohnt haben. Ich nehme an, dass diese Tatsache es mir erspart, den Ort näher zu beschreiben.

Doch zurück zu meinem Bericht. Julen und ich erreichten das Haus meines Onkels und meiner Tante, als es schon dunkel zu werden begann. Dort angekommen, legte mein Cousin seinen Schirm auf die Erde und forderte mich auf, ihn zu nehmen, wobei er mir den Koffer und den Karton mit den Hühnern abnahm, um damit seiner Familie zu zeigen, dass er mir unterwegs tragen geholfen hatte. Dann stieß er im Treppenhaus einen lauten, recht ungewöhnlichen Pfiff aus, der zur Folge hatte, dass nur seine Mutter im dritten Stock und keiner von den Nachbarn auf den anderen Stockwerken die Tür öffnete, als wir gerade den obersten Treppenabsatz erreicht hatten. Meine Verwandtschaft empfing mich nicht gerade herzlich, mit Ausnahme von Tante Maripuy, die mich an sich drückte, als wolle sie mich mit niemand anderem mehr teilen.

Danach schimpfte sie mit mir wegen meiner durchnäss-  
ten Kleidung und tadelte meine Mutter wegen der Hühner,  
die doch nicht nötig gewesen wären. Den Tadel wiederholte  
sie, als ich ein Paket etwas zerdrückter Feigen sowie ein in  
Packpapier eingewickeltes Viertel Spanferkel aus dem Kof-  
fer holte.

Wir aßen zu fünft in der Küche, saßen alle am Tisch, au-  
ßer Tante Maripuy, die unentwegt am Herd hantierte und  
im Stehen aß.

Ich wunderte mich, wie wenig meine Verwandten mit-  
einander sprachen. Jeder starrte auf seinen Teller, als woll-  
te er das, was darauf lag, genau in Augenschein nehmen.  
Da keine Unterhaltung das Geräusch der kauenden Münder  
dämpfte, hörte man sie schlucken und schmatzen, ein biss-  
chen so wie Schweine, ich meine, ohne dass gute Manieren  
für nachsichtiges Überhören sorgten. Die Geräusche ihrer  
Gefräßigkeit vermischten sich mit dem Klappern von auf  
Porzellan treffendes Besteck.

Allein in dem Moment, als wir uns an den Tisch setzten,  
stellten sie mir ein paar Fragen zu meiner Reise und über  
meine Mutter und meine Brüder; danach wurde nicht mehr  
gesprochen, bis auf ein paar Gesprächsrudimente, die ih-  
nen zur Verständigung ausreichten.

«Brot?»

«Da.»

Nachdem die Suppe aufgetragen war, sagte mein Onkel:

«Heiß.»

Und meine Tante, ohne ihn dabei anzusehen:

«Puste.»

Im Verlauf dieses ersten Abendmahls tat Julen mir einen  
Gefallen und zeigte mir damit, dass er mich nicht so blöd  
fand, wie ich befürchtete. Und das kam so: Meine Tante,  
die eine großartige Köchin war, wenngleich ihre Gerichte  
nicht immer meinem Geschmack entsprachen, hatte an die-  
sem Abend gebackenen Seeaal in Soße mit Bratkartoffeln,

Muscheln und Petersilie zubereitet, um mir eine Freude zu machen.

Diese Art Fisch hatte ich bis dahin noch nie gegessen. In meinem Dorf kannte man damals nur solche Sorten, wie sie freitags ein Zigeuner auf den Straßen verkaufte: Sardinen, Barben, Makrelen, das heißt, gemeine See- oder Flussfische, nie jedoch Aale, und Meeresfrüchte sowieso nicht.

Kurzum, schon der Anblick der schwarzen Haut genügte, dass mein Magen rebellierte. Meine Tante, die mich für unterernährt hielt und ihrer Schwester in Sachen Kinderernährung unbedingt eine Lektion erteilen wollte, gab mir die zwei größten Stücke aus dem Topf, dazu reichlich Beilagen und eine große Kelle Soße.

Zuerst knabberte ich an den Kartoffelstückchen in der Hoffnung, Zeit zu gewinnen, wozu, wusste ich nicht, was Kinder sich eben so ausdenken. Und obwohl keiner meiner Verwandten Augen für mich hatte, war mir, als würde jeder meinen Widerwillen bemerken. Irgendwann fragte Tante Maripuy streng:

«Schmeckt's dir nicht, oder was?»

«Ich habe bloß keinen Hunger.»

Meine Tante war keine nachgiebige und schon gar keine diplomatische Frau.

«Iss!»

Ich nahm ein weißes Stück von dem Fisch in den Mund, und sobald ich das süßliche, gummiartige Aalfleisch zwischen den Zähnen spürte, musste ich würgen. Julen, der mir gegenüber saß, stieß seine Gabel in eines meiner beiden Stücke, teilte es in vier mundgerechte Happen, die er locker verputzte, und genauso schnell wie das erste Stück Aal ließ er danach auch das zweite in seinem robusten Körper verschwinden.

Nach dem Abendessen machten Mutter und Tochter den Abwasch; mein Onkel setzte seine Kappe auf und ging zur Bar Artola hinunter, der einzigen, die es im Viertel gab;

mein Cousin traf sich mit seinen Freunden, und ich sagte meiner Tante, ich sei müde und wolle schlafen gehen.

Weil es noch so früh war und man Stimmen von der Straße und aus dem Haus hörte, fand ich keinen Schlaf. Also drehte ich mich mit dem Gesicht zur Wand und weinte, dachte an meine Mutter, mein Dorf, den Regen und den Aal, hörte zwischendurch auf, aber bloß, weil meine Augen trocken waren und eine Weile brauchten, bis sie neue Tränen produzierten.

Irgendwann in der Nacht kam Cousin Julen herein, mit dem ich das Zimmer teilte. Ich tat, als würde ich schon schlafen, aber er hörte mich im Dunkeln schluchzen.

Mein Cousin hatte Käsefüße. In San Sebastián, in der Schule, in die ich geschickt wurde, im Haus meiner Verwandten habe ich mich an vieles gewöhnt, was mir anfangs merkwürdig vorkam. Nie jedoch konnte ich mich an die Marter gewöhnen, neben den bloßen Füßen oder ausgezogenen Schuhen meines Cousins einschlafen zu müssen.

Als er im Bett lag und im Dunkeln die letzte Zigarette des Tages rauchte, sagte er zu mir:

«Wärst du ein Baske, würdest du nicht weinen. Hast du schon mal Eisen weinen sehen? Aber klar, du bist ein Weichei aus Navarro, da bleibt das ja nicht aus. Du bist eine Memme, und außerdem wirst du, weil du nass geworden bist, morgen sicher krank sein.»

In der Nacht wurde ich immer wieder wach und zog mir die Decke über den Kopf, um den Gestank aushalten zu können, den seine zwischen unseren Betten auf den Boden geworfenen Schuhe und Socken verströmten.

### *Notat 1*

Txomin Ezeizabarrena, sechsundvierzig Jahre. Repariert in Straßenkleidung eine Steckdose im Ess-

zimmer. Er arbeitet als Elektriker in der Ford-Werkstatt im Gros-Viertel (überprüfen). Er hat fünf Mäuler und das der Frau zu stopfen, der Ärmsten. Nach der letzten Geburt ist ihr Mund halbseitig gelähmt. Als junge Frau sicher hübsch. Mit so einem Mund kann sie nur schlecht sprechen. Man versteht sie kaum. Die Beschreibung zweit-rangiger Figuren besser nicht allzu ausführlich. Vorsicht mit verräterischen Einzelheiten. Die Tapede um die Steckdose herum ist von einem Kurzschluss schwarz verbrannt. Txomin erklärt, als wollte er Maripuy das Handwerk beibringen. Er ist redselig, sympathisch (Beispiel bringen) und gutaussehend. Mit kleinen Reparaturarbeiten im Viertel verdient er sich ein wenig hinzu. Die Gardinen hätten in Brand geraten können, sagt er. Maripuy macht ein erschrockenes Gesicht. Der Verdacht wird nicht weiter erörtert, da es an der Tür klingelt. Eine Nachbarin (Identität nötig?) bringt die Urne mit der Heiligen Jungfrau. Kurzer erklärender Einschub: Sie wird von den Nachbarn reihum weitergegeben etcetera. Die Namen stehen auf einem Zettel, der auf die Rückseite der Urne geklebt ist. Maripuy stellt sie an den üblichen Platz (ich entscheide später, wohin). Vielleicht sollte noch die eine oder andere Einzelheit über die Gipsfigur mitgeteilt werden. Txomin beendet die Arbeit. Immer noch in der Hocke, hört er nicht auf, zu erklären. Maripuy steht neben ihm, bietet ihm einen Kaffee an. Ihr Kleid endet kurz unter den Knien. Gute Figur, volle Brüste, vierzig und noch was Jahre. Txomin lässt seinen Blick unverhohlen an ihren Beinen auf und ab schweifen. Vielleicht ist es besser, wenn Maripuy ihm nichts anbietet, weil das provokant wirken könnte. Was

bin ich dir schuldig? Wenn du willst, kannst du in Naturalien bezahlen. (Der Ausdruck ist vielleicht etwas zu gesucht für diese Sorte von Leuten. Über einen weniger literarisch geprägten Ausdruck nachdenken. Ich könnte meine Mutter fragen. Wenn sie ihn kennt, lasse ich ihn.) Maripuy versteht die Anspielung nicht. Wie, in Naturalien? Komm, Kleine, stell dich nicht dumm (weniger abgedroschenes Wort suchen). Das ist ein bisschen grob. Passender wären ein paar Schlüpfrigkeiten, die das Spiel auf amüsante Weise verlängern. Es gibt Dinge (Vergütungen), die mehr wert sind als Geld. Besser noch: Es gibt Dinge (Vergütungen), die einem Mann mehr wert sind als Geld. Sie versteht allmählich (ich möchte nicht den Eindruck erwecken, dass sie einfältig ist). Txomin, bitte Respekt, ich bin verheiratet, ich habe zwei Kinder und dazu einen Neffen, der seit einigen Tagen bei uns wohnt. Maripuy, ich schenke dir ein Paar Strümpfe, wenn du sie dir von mir anziehen lässt; damit gebe ich mich zufrieden, mehr will ich gar nicht, und für die Reparatur der Steckdose berechne ich dir auch nichts. Du bist doch ein verheirateter Mann. Aahhh, wenn du wüsstest ... Du hast eine Frau fürs Bett. Du weißt doch, wie die Paquita jetzt aussieht. Gott ist mein Zeuge, ich werde nicht sündigen, was schulde ich dir? Du freudloses Weib, gib mir fünfzehn Peseten (überprüfen, ob der Preis für die Zeit angemessen ist) und hör auf zu weinen, es macht dich hässlich, wenn du so eine Schnute ziehst. Ich weine, wann ich will, ich bin hier in meinem Haus. Im Gehen macht er eine Bemerkung zur Qualität der Strümpfe, die er ihr geschenkt hätte. Die kannst du jetzt vergessen. Oder er findet eine galante An-

spielung, mal sehen. Absatz. Visentico kommt von der Arbeit. Immer dasselbe: Er isst ohne Appetit, spricht wenig und ab zur Siesta. Er arbeitet seit über zwanzig Jahren als Handlanger in der Seifenfabrik «Lizarriturry y Rezola», in El Antiguo. Er steht auf. Trinkt Kaffee in der Küche, raucht dabei. Maripuy erträgt keine Sekunde länger das Brennen, von dem sie innerlich zerfressen wird (vielleicht besser aktiv: das sie innerlich zerfrisst). Das hat er zu mir gesagt: Wenn ich mir von ihm die Strümpfe anziehen ließe, würde er mir neue kaufen. Ein Schürzenjäger, ein geiler Bock etcetera. Stell ihn in den Senkel, Vicente; wenn du ihn siehst, stellst du ihn zur Rede. Ja, nur mit der Ruhe, du hast ihm ja schon gezeigt, dass du nicht so eine bist. Maripuy ringt ihm das Versprechen ab, dass er mit Txomin redet. Visentico willigt ein, er hat keine Lust zu streiten. Sie: Das war das letzte Mal, dass mir dieser unverschämte Kerl ins Haus kommt und irgendwas reparieren will. Visentico ist einverstanden. Er soll nicht mehr ins Haus kommen, dann gibt es auch keine Probleme. Irgendeine Nebensächlichkeiten beschreiben, die als Übergang dienen kann. Visentico geht wieder zur Arbeit (fährt mit dem Rad), zur Nachmittagsschicht. Sieben (besser acht) Uhr abends. Maripuy beobachtet durch die Jalousie den kleinen Platz vor der Bar Artola. Männer spielen *toka* (eine kurze Erläuterung für nichtbaskische Leser einfügen, ohne den Erzählfluss zu unterbrechen). Klappern der Steine, wenn sie die Eisenstange treffen. Eine kleine Dosis Lokalkolorit: Abenddämmerung, erdiger Landgeruch, Bauer mit Esel und Sense, rennende Kinder und ein Grüppchen alter Frauen, die schwat-

zend in einer Toreinfahrt hocken. Txomin wirft. Klack, klack, klack. Er ist schnell und treffsicher, einer der besten *Tokalaris* im Viertel. Oft genug trifft er mit allen sechs Steinen. Sie spielen um nichts. Später, wenn es dunkel wird und sie nach drinnen gehen, spielen sie Karten um einen oder zwei Krüge Wein. Maripuy beobachtet von ihrer Wohnung aus jede Bewegung von Txomin und ihrem Mann. Einer spricht den anderen an, sie gehen ein Stück beiseite, damit die anderen sie nicht hören, und so weiter. Als Visentico an die Reihe kommt, mehren sich die spöttischen Rufe in der Runde. Visentico wird hier von keinem ernst genommen. Er wirft, als säße er auf einem imaginären Stuhl, die wie ein Raubtier zusammengekniffenen Augen (Gemeinplatz, anderes Bild suchen) starr auf die *toka* gerichtet. Einen Moment lang hält er die Hand ausgestreckt hinter dem Körper, dann zieht er sie in einem guten Halbbogen nach vorn. Die Folge: Seine Steine fliegen viel zu hoch, und er braucht mehrere Versuche, bis sie wenigstens auf dem Spielfeld und nicht irgendwo im Gebüsch landen. Wenn er irgendwann nach fünf oder sechs Würfeln die *toka* trifft, erhebt sich das unvermeidliche Jubelgeschrei um ihn herum. Perspektivwechsel. Beschreibung, wie die Männer in die Bar gehen, von Maripuy's Fenster aus gesehen. Grübeln bei der Zubereitung des Abendessens. Als Visentico im Dunkeln nach Hause kommt (er hat einen sitzen, wie sie es nennt), fragt sie ihn (beim Essen?, später im Bett?), sodass die Kinder es nicht hören, ob er dem Lumpen die Leviten gelesen hat. Du glaubst doch wohl nicht, dass ich in der Bar Ärger anfange. Solche Dinge muss man unter vier Augen besprechen. Außer-



dem hatten wir doch schon gesagt, dass wir einen anderen Elektriker holen, wenn es wieder einen Kurzschluss gibt. Maripuy ist der Meinung, ein anständiger Ehemann hat seine Frau zu verteidigen. Visentico entgegnet, so stark, wie du bist, kannst du dich selbst verteidigen. Maripuy macht ihre Nachttischlampe aus. Visentico raucht noch eine Celtas, bevor er seine ausmacht. Kurz darauf schnarcht er schon. Maripuy stellt sich vor, wie es wohl ist, wenn ein Mann, der nicht der Ehemann ist, einem die Strümpfe anzieht. Sie nimmt einen Finger zu Hilfe und besorgt sich ein schönes kleines Beben. Danach bittet sie den lieben Gott flüsternd um Vergebung. Sie schläft ein. Sie wird von Julen geweckt, der Gott weiß wie spät, wer weiß woher nach Hause kommt. Dann schläft sie weiter.

## Die Episode mit den Nüssen

**Meine Cousine Mari** Nieves war zur Zeit dieser Erinnerungen siebzehn Jahre alt, nicht besonders hübsch, gesund und kräftig, ein bisschen mollig, wenn auch noch nicht so dick wie heute; sie hatte einen starken, zu Herrschsucht neigenden Charakter, der sich nicht geändert hat und dem ihrer Mutter gleicht, mit der sie damals immerzu stritt.

Die Natur war so grausam, ihr einen maßlosen sinnlichen Appetit mitzugeben. Mari Nieves hatte reichlich Gelegenheit und war auch ungeniert genug, ihn auf den verschiedenen, nicht nur sexuellen Wegen zu stillen, die dem Menschen zur Verfügung stehen. Ich allerdings hatte den Eindruck, dass sie diese unaufhörliche Begierde weniger genoss als unter ihr litt, nicht zu reden von den Angehörigen, angeführt von ihrer Mutter.

Besagter Appetit oder Furor, der vielleicht gar kein solcher war, aber ich kann es nicht anders ausdrücken, bestimmte ihr ganzes Tun und vermutlich auch ihr Denken und ihre Träume. Kann aber auch sein, dass ich mir das alles nur eingebildet habe. Nehmen Sie's nicht allzu wörtlich.

Damit Sie verstehen, was ich meine – einmal habe ich meine Cousine in der Küche überrascht, wie sie sich, da sie sich unbeobachtet fühlte, eine ganze Rispe Weintrauben so lustvoll in den Mund stopfte, wie jemand, der sich erotischen, frivolen oder wie immer Sie es nennen wollen, Freuden hingibt. Das kam so: Ich war gerade im Esszimmer, als ich Geräusche hörte, die mich denken ließen, Mari Nieves hätte Atembeschwerden und könne vielleicht ersticken, weshalb ich zu ihr lief, um ihr nötigenfalls zu helfen, und da sah ich, wie sie sich eine ganze Handvoll Weintrauben in den Mund stopfte und dabei die Augen so verdrehte, dass man nur noch das Weiße sehen konnte.

Außerdem war sie vulgär. Sie nahm nämlich die Bratenschere aus der Schublade, schnippte damit durch die Luft und schrie ärgerlich, die Lippen noch feucht vom Saft:

«Willst du vielleicht, dass ich dir den Pimmel abschneide?»

Und dann kichernd, als müsste sie gleich laut loslachen:  
«Da wärst du nicht der Erste.»

Diese Anekdoten, die ich Ihnen hier schriftlich mitteile, sind von hoher Vertraulichkeit. Ich bitte Sie, meine Cousine Mari Nieves in Ihrem Roman respektvoll zu behandeln und ihr, wie Sie mir versprochen haben, einen fiktiven Namen zu geben, egal welchen, sodass die Verwandtschaft, die Nachbarn und sie selbst die benannte Person nicht wiedererkennen können.

Ich war seit zwei oder drei Wochen im Haus meiner Tante, als ich erstmals mitbekam, was meine Cousine mit den Jungs aus dem Viertel so trieb. Obwohl Boshaftigkeit bei mir noch ein sehr unterentwickelter Sinn war, argwöhnte ich bald so einiges aufgrund von Mutmaßungen, Gerüchten und Andeutungen sowie dem allmählichen Begreifen dessen, was ich zufällig den Gemeindepfarrer hatte sagen hören.

Und das kam so: An den Samstagen musste ich meine Tante zu dem Altenheim begleiten, das der Stiftung José Matía Calvo gehörte und auf der anderen Seite der Landstraße lag. Im selben Gebäude war die Pfarrei untergebracht, wie Sie wissen, darum erspare ich mir, mich in Einzelheiten zu ergen.

Die Messe wurde fast ausschließlich in Euskera gehalten, da Don Victoriano Wert auf die Förderung dieser Sprache legte. Über diesen Priester könnte ich Ihnen ein paar Sachen und auch einige Sächelchen erzählen, wenn das für Ihren Roman von Interesse wäre. Ich bezweifle aber, dass Sie eine so außergewöhnliche Persönlichkeit unerwähnt lassen können, wenn Sie, wie Sie mir gesagt haben, einen

wahrhaftigen Roman über eine Familie aus Ibaeta zur Zeit Ihrer Kindheit schreiben wollen. Denn so wie die Gläubigen behaupten, die Seelen der Menschen seien Besitz Gottes, so behaupte ich, ohne Furcht, mich irren zu können, dass dieser Priester die Privatleben vieler Menschen beherrschte. Auch glaube ich nicht, Ihnen ans Herz legen zu müssen, wie wichtig es ist, Don Victoriano einen anderen Namen zu geben, falls Sie ihn in Ihren Roman aufnehmen, denn da gibt es noch ein paar Verwandte von ihm, die sich beschweren könnten, er selbst wohl nicht, denn soviel ich weiß, ist er schon gestorben. Woraus man schließen kann, dass, sollte er in den Himmel gekommen sein, es keinen Heiligen und keinen Engel mehr gibt, der jetzt nicht Euskera lernt, und dass sie allesamt, Gott eingeschlossen, der Sprachprüfung entgegenzittern. Sollte der Herr Pfarrer aber in der Hölle gelandet sein, wie meine Tante es immer prophezeit hat, werden der Teufel und alle Verdammten wegen der Liste ihrer Sünden, die er ihnen mitgebracht hat, jetzt wohl basische Grammatik pauken.

Entschuldigen Sie die Albernheit. Ich fahre fort. Weder meine Tante noch ich verstanden ein Wort Euskera; da sie jedoch mit dem Ritual vertraut war, konnte sie sich die Liturgie im Geiste auf Spanisch zurechtlegen. Ich glaube, dass sie das auch gekonnt hätte, wenn die Messe auf Russisch oder Japanisch gelesen worden wäre, denn ebenso wichtig, wie sich einen Ehrenplatz an der Seite des Herrn zu sichern, war ihr der freie Sonntag.

Ich erinnere mich an Don Victoriano in einem grellbunten Messgewand, mit feierlicher Miene und andächtigen Bewegungen, die Augen heilig gen Himmel gerichtet und mit einem schmerzlichen Zug um den Mund, als ginge seine fiebernde Besinnlichkeit mit einem körperlichen Leiden einher.

Dann kam die Kommunion. Don Victoriano stieg die Treppe vom Altar hinunter und blieb auf der untersten Stu-

fe stehen, von der aus er zu den Bänken der Frauen winkte. Diese bildeten vor ihm eine stumme Reihe im Mittelgang, nahmen eine nach der anderen das eucharistische Brot auf dem rosafarbenen Tablett ihrer Zunge entgegen und kehrten zu ihren Plätzen zurück. Danach kamen die Männer an die Reihe, und jeder trat aus freiem Willen vor, mit Ausnahme von mir, der ich es hauptsächlich meiner Tante Maripuy zuliebe tat.

Am zweiten oder dritten Samstag fiel mir auf, dass Don Victoriano, als er meiner Tante die Hostie auf die Zunge legte, ihr etwas zuflüsterte, woraufhin sie mit einem deutlichen Kopfnicken antwortete.

Nach der Messe rief meine Tante mich zu sich und befahl mir, draußen zu warten, sie habe noch mit dem Pfarrer zu sprechen. Ich blieb auf der Straße zurück. Es begann dunkel zu werden. Die Gläubigen traten den Heimweg ins Viertel an. Bald war ich allein. Um mir die Zeit zu verkürzen, begann ich die Schatten der alten Leute zu zählen, die sich hinter den erleuchteten Fenstern zeigten. Bei zehn oder zwölf kamen der Pfarrer und meine Tante heraus, ersterer in Straßenkleidung. Da das Licht schwand und sie beide ins Gespräch vertieft waren, bemerkten sie mein Herankommen nicht, und ich konnte mehr oder weniger die folgende Unterhaltung hören:

«Um Gottes willen, Maripuy, du musst sie im Auge behalten. Das ist alles, was ich dir raten kann und worum ich dich bitte.»

«Aber das tue ich doch, Vater.»

«Du musst auf mich hören. Die Situation ist wirklich ernst, sehr ernst.»

«Strenger als ich mit ihr bin, kann man gar nicht sein.»

«Doch, das kann man, Maripuy. Und ob man das kann!»

In diesem Moment bemerkte Don Victoriano mich und sagte:

«Ich nehme an, der junge Mann, der uns hier belauscht, ist dein Neffe.»

«Ich habe Ihnen ja schon erzählt, dass der jüngste Sohn meiner Schwester bei uns wohnt. Mit ihm gibt es keine Schwierigkeiten. Er ist ein braver Junge.»

«Und ein Aranzábal, nicht wahr?»

«Ja, und davor Mendioroz.»

Er vernahm meine Nachnamen mit sichtbarem Wohlwollen und fuhr mir mit der Hand über den Kopf, wie man einen Hund krault. Dann stellte er mir eine Frage auf Euskera. Meine Tante antwortete für mich:

«Er spricht kein Baskisch, Vater. Er kommt aus Navarra.»

«Das spricht man auch in Navarra.»

«Nicht in meinem Dorf.»

Don Victoriano zog seine Hand von meinem Kopf zurück, als hätte er sich verbrannt.

Meine Tante schimpfte während des ganzen Heimwegs auf ihn. Der Grund für ihr wütendes Selbstgespräch war, wie ich etwas später erfuhr, dass Don Victoriano das Beichtgeheimnis missachtete und die Sünden, die andere mit meiner Cousine, genauer gesagt, auf meiner Cousine begangen hatten, an meine Tante verriet.

«Kann er denn seine verdammte Zunge nicht im Maul halten?», sagte sie abends zu meinem Onkel Vicente, als sie auf Mari Nieves warteten, um sie so zurechtzustauchen, dass sich, wie es aussah, die Bodendielen biegen würden. «In Zukunft werde ich woanders beichten. Wer sagt mir denn, dass dieser Victoriano nicht weitererzählt, was ich ihm im Beichtstuhl sage?»

Mein Onkel machte ein besorgtes Gesicht.

«Von mir erzählst du ihm aber nichts, eh?»

«Wenn du mich in Sünde bringst ...»

«Lass mich bloß mit deinen Sünden und deinen Hostien zufrieden.»

Mari Nieves verspätete sich. Mein Onkel war es leid, auf sie zu warten, und ging auf ein Spiel in die Bar hinunter. Jetzt lag es allein bei meiner Tante, die Grundfesten des Hauses mit ihrem Geschrei zu erschüttern, wozu die Gaben und der Wille überreich vorhanden waren.

Mari Nieves unterdessen kündigte ihr Kommen mit einem ähnlichen Pfiff im Treppenhaus an wie mein Cousin. Meine Tante riss sich die Schürze vom Leib. «Die bringe ich um», knirschte sie. Ich sah mich schon mit Blut bespritzt, schlich aus der Küche und legte mich ins Bett. Das Bett war meine sicherste Zuflucht in diesem Haus.

Trotzdem ließ ich die Tür einen Spalt offen, um nichts zu verpassen. Meine Tante ließ Mari Nieves nicht einmal Zeit, sich die Schuhe auszuziehen, sondern beschimpfte sie – kaum dass sie zur Tür hereingekommen war und sie sie fragte, wo sie gewesen sei, und die Tochter geantwortet hatte, bei Begoña – als Nutte, Hure, läufige Hündin, und mit sich überschlagender Stimme mit weiteren Nettigkeiten dieser Art. Und als Mari Nieves Anstalten machte, zurückzuschreien, hallte das Klatschen einer schallenden Ohrfeige durchs Haus.

Und das war's. Danach weinte die Tochter in ihrem Zimmer, schluchzte die Mutter in der Küche, und ich hörte sie noch, als sie beide in ihren Betten lagen und ich allmählich den Grund für all das Geschrei und Geschimpfe zu begreifen begann.

Letztendlich die Augen öffnete mir in dieser Hinsicht einer der zahllosen Freunde, dich ich mir im Viertel gemacht hatte, wo es, wie Ihnen bekannt sein dürfte, in jenen der menschlichen Fortpflanzung zugeneigten Jahren einen Haufen Kinder gab.

Lassen Sie mich Ihnen ohne große Umschweife berichten, dass besagter Freund, ein Junge meines Alters, von einem seiner Brüder darüber auf dem Laufenden gehalten wurde, was meine Cousine und ihre Freundin Begoña so

trieben. Manchmal, wenn das Wetter es zuließ, verabredeten sie sich mit einigen Jungs im Wald zu einem sogenannten Picknick, was zwar die Wahrheit war, aber nicht die ganze Wahrheit.

Mit abenteuerliche Dinge verheißender Stimme fragte mich mein Freund:

«Kommst du mit, ihre Ärsche und Titten angucken?»

Ich sagte nicht nein, und nachdem er mir versprochen hatte, dass man uns nicht entdecken würde, zogen wir los. Ich folgte meinem Freund auf einem Waldweg, bis wir an den Rand einer Senke kamen, von dem aus man etwa fünfzig Meter entfernt unter dicht belaubten Bäumen einen Bachlauf sah. An einer Stelle seines Ufers gab es eine kleine Lichtung.

Dort saßen sie im Gras und spielten Flaschendreher. Und das ging so: Auf wen der Flaschenhals zeigte, wenn die Flasche zum Stillstand kam, der musste ein Kleidungsstück ausziehen. Es dauerte nicht lange, bis alle nackt waren und kicherten. Es hieß, dass sie manchmal auch andere Spiele spielten, doch das Ergebnis war immer das Gleiche.

Alles, was ich an jenem Nachmittag von unserem Versteck aus an nacktem Fleisch sah, war der bleiche Rücken meiner Cousine. Ich merkte, wie mich die Scham überkam, wollte mehr nicht sehen und ging.

Es brauchte nicht lange, bis ich über die Vorlieben und Sünden meiner Cousine ein klares Bild gewonnen hatte. Ich verstand jetzt, warum Don Victoriano darauf drang, sie zur Vernunft zu bringen, und warum ihre Mutter sie alle nase lang mit Hausarrest bestrafte. Meine Tante schrieb Mari Nieves' Verhalten dem schlechten Einfluss ihrer Freundin Begoña zu, deren Eltern, wie ich annehme, denselben Vorwurf an meine Cousine richteten.

Ich möchte diesen Teil meiner Erinnerung nicht abschließen, ohne Ihnen die Episode mit den Nüssen zu berichten, denn obwohl sie mir heute als Kinderei vorkommt



und sicher auch eine ist, hat sie damals doch starken Eindruck auf mich gemacht. Vor allem aber in Kenntnis der Sorte von Büchern, die Sie, wie ich gehört habe, schreiben, würde es mich nicht wundern, wenn Sie beim Lesen in Versuchung gerieten, sie literarisch zu verarbeiten.

Wegen ihrer übertriebenen Vorliebe für Jungs hatte Mari Nieves eines Tages in, ich weiß nicht mehr, welchem Monat wieder einmal Hausarrest. Sie lernte damals ihren jetzigen Beruf in einem Frisiersalon im Viertel von Gros; ohne große Begeisterung allerdings, denn am liebsten hätte sie an einer Universität studiert und wäre eine achtbare Person geworden. Da stieß sie aber auf den Widerstand ihrer Mutter, die wohl fürchtete, fern von zu Hause könne die Tochter untergehen, und, wie ich annehme, auch wohl wegen fehlender finanzieller Mittel.

Wie immer, wenn sie ihr Hausarrest aufgebrummt hatte, holte Tante Maripuy sie an der Bushaltestelle ab, damit Mari Nieves sich nach der Arbeit nicht noch im Viertel herumtrieb. Als Mutter und Tochter am Spätnachmittag nach Hause kamen, begab sich letztere gleich in ihr Zimmer, dessen Fenster auf eine kleine Wiese direkt am Flussufer ging, das durch eine Hecke abgeschirmt wurde, in der es mehrere Löcher gab, durch die man zur Böschung gelangte. Entschuldigen Sie, dass ich mich in Einzelheiten ergehe, aber Sie werden sehen, dass dies nicht ohne Grund geschieht.

Auf der Wiese stand eine Bank, auf der an sonnigen Tagen die Leute gern saßen. An besagtem Nachmittag war sie in der Hand von Begoña und fünf Jungs, mit denen Mari Nieves sich vom Fenster aus unterhielt, ohne dass ihre Mutter etwas davon mitbekam. Ich konnte sie beobachten, indem ich auf die Kloschüssel stieg und mein Gesicht hinter einem Blumentopf versteckte, der auf dem Sims des Toilettenfensterchens stand. Meine Cousine konnte ich nicht sehen, aber aus nächster Nähe hören. Die anderen unten

konnte ich sehen und hören, ohne Gefahr zu laufen, dass sie mich bemerkten.

Sie aßen Nüsse aus einem Pappkarton, den sie in einem Lebensmittelladen mitgehen lassen hatten, wie sie stolz verkündeten. Sie machten ihre Späße mit den Nüssen und warfen meiner Cousine einige davon zu ihrem Fenster im dritten Stock hinauf. Ich weiß nicht, was meine Cousine mit den Nüssen anstellte, da können Sie sich ausmalen, was Sie für angebracht halten.

Jedenfalls war es etwas, worüber sich die unten schier totlachten und sich um die Nüsse stritten, die Mari Nieves ihnen zurückwarf, als würde es Geld regnen. Wer eine erwischte, hielt sie sich an die Nase und tat, als würde er ohnmächtig, machte unanständige Grimassen oder ähnliche Flegeleien. Ich denke, Sie wissen, was ich meine.

Mitten in diesem Klamauk bog mein Onkel um die Ecke, der mit seiner Baskenmütze, seinem Henkelmann und seinem über die Schultern geworfenen und mit den Ärmeln vor der Brust verknöteten Pullover von der Arbeit kam. Einer der Jungen, der auf der Bank stand und ihn als Erster sah, rief sofort:

«Visentico, wann lässt du die Mari Nieves nach draußen?»

«Wer, ich?»

«Wir geben dir zehn Nüsse, wenn du ihre Strafe aufhebst.»

«Was soll ich mit Nüssen?»

«Die schmecken lecker und sind ganz frisch, weil wir sie gerade erst geklaut haben.»

Als er schon im Begriff stand, ins Haus zu gehen, fragten sie ihn noch einmal:

«Was ist, lässt du sie nach draußen oder nicht?»

«Fragt ihre Mutter.»

«Kannst du das nicht tun? Du gehst doch ins Haus.»

«Ich halte mich da raus.»

Als es schon dunkel zu werden begann, fiel den Jungs ein neues Spiel ein, das ich nicht begriff, für das ich aber ein paar Tage später die Erklärung bekam, sodass ich Ihnen davon erzählen kann, als hätte ich es von Anfang an verstanden.

Es ging so: Mari Nieves wusste Bescheid, und jeder von ihnen öffnete eine Nuss, ohne die Schale zu beschädigen. Dazu nahmen sie ein Taschenmesser zu Hilfe, das sie reihum weitergaben. Dabei wurde nicht geredet und nicht geplant, sondern ich hatte den Eindruck, dass alle den bösen Streich kannten.

Als die Nussschalen ausgehöhlt waren, gingen die Jungs einer nach dem anderen durch die Hecke zur Böschung, wo sie mit Begoñas Hilfe die Schalenhälften mit Schmand füllten, wie sie den Samen in ihrem Jargon nannten. Dann fügten sie die beiden Hälften mit einem Haargummi des Mädchens wieder zu einer ganzen Nuss zusammen. Die warfen sie dann zu Mari Nieves hinauf. Die eine oder andere musste zwei oder drei Mal geworfen werden, bis sie sie fangen konnte, und eine prallte gegen die Wand und platzte auf.

Was der Inhalt der Nüsse war, erfuhr ich erst ein paar Tage später. Meine Tante hatte Mari Nieves wieder einmal mit Hausarrest belegt, als mir auf dem Heimweg von der Schule einer der Freunde meiner Cousine entgegenkam und mir ein zusammengerolltes Papier mit einer in Cellophan eingewickelten Nuss in die Hand drückte mit der Bitte, ihr das unauffällig zu übergeben. Ich sagte, in Ordnung, und er versprach mir zur Belohnung eine Zigarette. Kaum war er weg, gewann meine Neugier die Oberhand. Ich rollte das Papier auseinander und las: «Ich mag dich, Joserra.» Dann beging ich den Fehler, die Nuss zu öffnen.

## Notat 2

Maripuy zündet vor der Urne mit der Heiligen Jungfrau eine Kerze an. Eigentlich ist es keine Kerze, sondern ein durch einen Korken gezogener Docht, wie ihn meine Mutter, die der gleichen Frömmigkeit frönte, in einem Glas mit Öl und Wasser schwimmen ließ. Kerzenblüte, Leuchtpünktchen? Wenn ich im Wörterbuch den *mot juste* nicht finde, lasse ich Kerze. (Fällt ja doch keinem auf.) Die Tüte mit den Einkäufen steht noch auf dem Boden. Maripuy berichtet der Heiligen Jungfrau von dem Wortwechsel, den sie gerade auf der Straße mit Eulalia, der von José Mari, der Nachbarin von Nr. 7 (oder einer anderen Nummer, mal sehen) geführt hat.

Ich hab sie richtig runtergeputzt, du musst schon entschuldigen, aber eine Mutter bleibt eine Mutter. In meinem Dorf war nichts mit Bildung, da wurde ich mit neun Jahren zum Arbeiten aufs Feld geschickt, bis ich Blasen an den Händen hatte; deswegen rede ich jetzt, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ob Schimpfwörter oder Gotteslästerungen dabei sind, ist mir schnuppe, wenn du mir nicht glaubst, frag den lieben Gott. Wenn man mich trietzt, bin ich imstande, einem Stier die Hörner geradezubiegen.

Der Erzählfluss soll nicht unterbrochen werden, um zu erklären, dass Eulalia die Mutter von Josserra ist. Der mutmaßliche Leser soll das selbst herausfinden (wenn ihm das nicht gelingt, kann er mich mal).

Ein paar Einzelheiten, um Eulalia, die Frau von José Mari, ins Bild zu setzen: klein, verhärt, ihr Mann schlägt sie, und jeder im Viertel weiß das, irgendeine weitere Äußerlichkeit oder Charaktereigenschaft, die ihre verzagte Natur zum Ausdruck bringt, und damit Schluss, dies ist ja kein Roman des 19. Jahrhunderts. Maripuy nutzt ihre körperliche Überlegenheit aus, um die Eulalia mal richtig zurechtzustutzen. Die arme Frau weiß sich nicht zu helfen und sagt, dass sie alles ihrem Mann erzählt.

MARIPUY: Und ich dem meinen, was glaubst du. Ich will nicht, dass Joserra meiner Tochter hinterhersteigt. Er soll sie in Ruhe lassen, oder wir kriegen Ärger. Und wehe, er schwängert sie. Wenn er sie schwängert, wirst du noch an mich denken. Das kannst du deinem Mann ausrichten und jedem, der es hören will.

Eulalia antwortet, dass Mari Nieves mit einer Menge Jungs unterwegs ist.

MARIPUY: Aber deiner läuft ihr wie ein Hündchen hinterher.

EULALIA: Meiner und andere auch, weil deine Tochter sie alle verrückt macht.

MARIPUY: Wo hast du diese Lüge her?

EULALIA: Man braucht bloß seine Ohren aufzusperren.

Aber da, Heilige Muttergottes, hab ich sie angeschrien, weil sie meine Tochter ein Flittchen nennt, und war so auf hundert (zeigt ihre Krallen), dass ich ihr um ein Haar meine Einkaufstüte ins Gesicht geschlagen hätte, so was muss ich mir doch nicht bieten lassen, und da hingen auch schon die ersten Neugierigen an den Fenstern. Ich glaube, ich habe über ein Dutzend Sün-

den begangen, wenn nicht noch mehr. Aber eines sage ich dir, Heilige Mutter, kein Wort darüber zu Don Victoriano. Lieber beichte ich bei den Kapuzinern, und wenn ich dafür fünf Duros im Monat für den Trolleybus ausgeben muss.

Ende der Episode. Abrupter Wechsel. Auf dem Weg vom Illarra-Berri-Viertel nach Ibaeta. Es regnet oder hat geregnet, und der Boden ist voller Pfützen. Es ist Nacht. Es gibt zwar Straßenlaternen, doch dazwischen herrscht tiefe Dunkelheit. Visentico Barriola kommt vom Abendessen im Kochverein Aingeru Zaindaria, bei dem er Mitglied ist. Vielleicht ist es spannender, seine Identität noch nicht gleich zu enthüllen. Also: Eine verschwommene (schwarze) Gestalt kommt über den Weg voller Pfützen herangetorkelt et cetera. Als er Ibaeta erreicht, tritt ihm ein kräftig gebauter Mann entgegen.

JOSÉ MARI: Wieder mal besoffen, was?

VISENTICO: (mit zittriger Stimme) Huch! Was ist denn los?

Bevor er antwortet, packt ihn José Mari am Schlaffittchen und knurrt ihn an (nichts, ich bin bloß draußen, um Schlappschwänze wie dich zu verprügeln), als wolle er vermeiden, dass man ihn von den umliegenden Fenstern aus hört.

VISENTICO: (eingeschüchtert, flehentlich) Was ist denn los? Was hast du?

JOSÉ MARI: Das weißt du genau.

VISENTICO: Ich schwöre, dass ich's nicht weiß. Wenn ich es wüsste, würde ich es dir doch sagen.

JOSÉ MARI: Meine Frau sitzt zu Hause und heult wegen deiner blöden (vorlauten oder sonst ein passendes Wort) Maripuy.

VISENTICO: Ach so?

JOSÉ MARI: Wenn du Mumm hast, wiederhole, was sie zu meiner Frau gesagt hat.

VISENTICO: Aber das weiß ich doch nicht, José Mari, Ehrenwort. Ich war gar nicht zu Hause.

JOSÉ MARI: Na, dann schlaf mal deinen Rausch aus, du Feigling. Ein feiger Schlappschwanz, das bist du.

Er stößt ihn von sich. Visentico verliert das Gleichgewicht und seine Baskenmütze und fällt rücklings (besser vielleicht bäuchlings) auf einen Stapel Bretter, der an einer Mauer aufgeschichtet ist. Alleine kommt er nicht wieder auf die Beine.

Das hast du dir für deine Frau eingefangen, die ihre Zunge nicht in Zaum halten kann, sagt José Mari, bevor er in der Dunkelheit verschwindet. In kurzen Sätzen erzählen, wie Visentico doch noch mühsam auf die Füße kommt und seine Haustür erreicht. Regen, nächtliche Geräusche, leere Straße. Auf dem Bürgersteig nähert sich sein Sohn, der ebenfalls nach Hause kommt.

JULEN: Mensch, Aitá, du blutest ja am Kopf!

VISENTICO: Bah, das ist nichts.

JULEN: Wer ist das gewesen?

VISENTICO: Ich bin gestolpert.

JULEN: Wer ist der Mistkerl, der dich so zugerichtet hat? (Oder einfach: Wer hat dich so zugerichtet?)

VISENTICO: Ich bin hingefallen, verdammt. Hilf mir und halt den Mund, du weckst ja das ganze Haus auf.

Julen ist größer und kräftiger als sein Vater. Er wirft ihn sich über die Schulter, als wäre er ein leichter Sack. Wenig später lehnt er ihn neben der Wohnungstür behutsam an die Wand. Dabei flüs-

tert er ihm ins Ohr: Du sagst mir besser nicht,  
wer's war. Bei Gott, ich würde ihn umbringen.  
[...]